

Klaus Günter



**Der Marshal
von Fulton City**

Western

AAVA
VERLAG

Klaus Günter

Der Marshal von Fulton City

Western

LESEPROBE

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Jules T.

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2474-8

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2475-5

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2476-2

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2477-9

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



1.

Was für eine Scheiße, dachte Greg Bates, als ihm die Peitsche das Hemd zerriss und einen blutigen Striemen auf seiner Brust hinterließ. Er versuchte sich mit den Armen vor den Angriffen zu schützen, doch nach zwei weiteren Hieben sank er wimmernd zu Boden.

„Warum tut ihr das?“, rief er auf dem staubigen Boden des Mietstalls kauernnd.

„Warum? Weil es uns Spaß macht, du kleine Kröte.“

„Hört auf damit! Ihr Schweine.“

Erneut traf die Peitsche seinen Arm. Der Schein der Sonne blendete ihn, als sich das Tor des Mietstalls öffnete. Greg erkannte einen Mann, der sich näherte und

dann wenige Meter vor seinen beiden Peinigern stehen blieb.

„He du! Wirf die Peitsche weg!“

Die Stimme war Greg unbekannt.

„Wer bist du denn? Willst wohl auch eine Abreibung.“

Der Fremde öffnete seine Jacke, schlug den Saum nach hinten und brachte ein Revolverhalfter zum Vorschein. Biff Henry, der Mann der so virtuos die Peitsche geschwungen hatte, war über zwei Meter groß und in seinem Gesicht zeigte sich die Entschlossenheit eines Raubtieres, das seine Beute zu verteidigen suchte. Er machte einen Schritt nach vorne und im selben Moment zog der Fremde den Revolver. Ein Short Barrel .45 Peacemaker.

„Und jetzt raus hier!“

Seine Worte klangen weder laut, noch aggressiv. Greg Bates gewann den Ein-

druck, die Situation beunruhigte den Mann nicht im Geringsten.

Biff steckte die Peitsche in den Gürtel und gemeinsam mit seinem weit weniger furchteinflößend wirkenden Partner ging er langsam mit einigem Abstand an dem Fremden vorbei und verließ den Stall.

Der Unbekannte steckte seine Waffe ein und half Greg auf die Beine.

„Vielen Dank, Mister. Sie sind im richtigen Moment gekommen.“

Greg zog sein zerrissenes Hemd vom Körper und nahm die Schöpfkelle aus dem Wassertrog, um seine Wunden zu kühlen.

„Ich möchte mein Pferd hier unterstellen. Bist du hier der Boss?“

„Nein“, stöhnte Greg. „Der Stall gehört Larry. Ich arbeite für ihn.“

„Na gut. Einmal am Tag striegeln und reichlich Futter und Wasser. Was macht das?“

„50 Cents pro Tag. Ich bin Greg Bates.“

„Hallo Greg. Ich hole jetzt mein Pferd.“

„Ist gut. Ich kümmere mich gleich darum.“

Der Mann führte sein Pferd, einen braunen Hengst, in den Stall.

„Das ist ein schönes Tier“, bemerkte Greg.

„Magst du Pferde?“

„Ja.“

„Dann ist Salamander bei dir ja in guten Händen.“

„Machen Sie sich keine Sorgen, Mister. Er wird sich hier wohlfühlen.“

„Gibt es hier ein Hotel oder eine Pension, wo ich ein Zimmer kriegen kann?“

„Es gibt den Silver Dollar Saloon, ein paar Meter die Hauptstraße runter. Dort können Sie ein Zimmer bekommen.“

„Gut. Ich gebe dir gleich eine Salbe für die Verletzungen. Einmal am Tag auftragen, dann heilen sie schneller.“

Der Fremde streichelte seinen Hengst, dem man ansah, dass er einen beschwerlichen Weg hinter sich hatte. Nachdem er seine Winchester und die Satteltaschen abgenommen hatte, drückte er Greg zwei Dollar und eine kleine Dose in die Hand.

„Ein Dollar für dich, einer für die Unterbringung des Pferdes.“

Anschließend trat er auf die Hauptstraße und machte sich auf den Weg zum Saloon.

„Vielen Dank, Mister“, rief Greg ihm hinterher und betrachtete die weiße Paste, die sich in der Dose befand.

Fulton City war ein kleiner Ort in einer von Landwirtschaft geprägten Region Kaliforniens, der zu einem Opfer des Goldfiebers geworden war, als auf den umliegenden Feldern mehrere Adern gefunden wurden. Das lag jedoch bereits einige Jahre zurück, und mittlerweile waren die Goldadern ausgeschöpft, und viele Bewohner hatten den Ort verlassen, nachdem es nichts mehr zu holen gab. Vom einst ausgebrochenen Wohlstand, von dem längst nicht alle profitierten, war nicht mehr viel übrig, und die meisten Farmer und Geschäftsleute, die nach dem Goldfieber in Fulton City geblieben waren, hielten sich mühsam über Wasser.

Im Silver Dollar hatte der Fremde sich ein Zimmer genommen. Es lag im oberen Stockwerk des Gebäudes und bot einen

Blick auf die Hauptstraße von Fulton. Die Einrichtung bestand aus einem Bett, einem wackeligen Tisch, auf dem ein Krug Wasser stand, zwei Stühlen, einem Wandschrank und einer Nachtkonsole mit einer Petroleumlampe. An einer der gelblichen Wände hing ein Spiegel.

Nachdem er ein Glas Whiskey im Schankraum zu sich genommen hatte, erkundigte sich der Mann bei dem Barkeeper nach dem Weg zu Mister Dwyers Haus. Dann verließ er den Saloon.

Edward Dwyer war der Bankier von Fulton City. Sein Haus befand sich in einer Nebenstraße. Es besaß einen gepflegten Vorgarten und eine weit ausladende Veranda. Der Fremde betätigte die Hausglocke, und wenig später öffnete ihm ein kleiner dicklicher Mann. Mister Dwyer war Mitte fünfzig, hatte eine

Halbglatze und ein rötliches, Heiterkeit ausstrahlendes Gesicht.

„Guten Tag. Ich bin John Donegan.“

„Edward Dwyer. Willkommen in Fulton City. Ich freue mich, dass Sie gekommen sind. Folgen Sie mir doch ins Wohnzimmer. Dann können Sie auch gleich die anderen Herren kennen lernen.“

Die anderen Herren, das waren Doktor Hubert Grayson, der einzige Arzt des Ortes, ein schlanker grauhaariger Mann von fast siebzig Jahren, mit einem breiten Schnurrbart, und Harlan Hennessy, der Bürgermeister, korpulent und sein Gesicht hinter einem buschigen Vollbart versteckend. Außerdem Dennis Fulton, jünger als die drei anderen und von kräftiger Statur. Er war der Sohn von Clemens Fulton, der nach dem Bürgerkrieg die Stadt gegründet hatte. Die auffal-

lendste Erscheinung bot ein am Fenster stehender Mann, der eine rotkarierte Jacke und einen gelben Bowler Hut trug. Barnaby McAllister war der jüngste in der Runde. Er hielt einen Block und einen Stift in der Hand.

Dwyer stellte die Anwesenden vor. Als er auf McAllister zeigte, musste er ein wenig kichern.

„Mister McAllister gibt die Zeitung heraus. Sie müssen seinen seltsamen Aufzug entschuldigen.“

„Lassen wir doch Mister Donegan sich seine eigene Meinung bilden“, warf McAllister in die Runde.

„Dieser Ort hat eine eigene Zeitung?“

„Nun, derzeit sind es nur wenige Seiten, und wir erscheinen auch nur einmal die Woche. Ich bin jedoch sicher, dass sich das ändern wird, sobald die Pläne von

Mister Fulton Wirklichkeit geworden sind.“

„Und was machen Sie sonst noch?“, erkundigte sich Donegan.

„Ich schreibe hin und wieder für das San Francisco Journal. Außerdem arbeite ich als Fotograf. Hochzeitsfotos, Geburtstagsfeiern, Scheunenfeste.“

„Nun, meine Herren. Ich nehme an, die Stelle ist noch frei.“

„In der Tat, Mister Donegan“, versicherte Dwyer.

„Also. Was haben Sie anzubieten?“

„150 Dollar im Monat plus einen Zuschuss für Pferdefutter. Die Details finden Sie in diesem Vertrag“, erläuterte Fulton und reichte ihm einen Umschlag.

„Was ist mit Ihrem letzten Town Marshal passiert?“, wollte Donegan wissen.

„Er hat geheiratet und ist nach San Francisco gegangen“, erklärte Dwyer mit einem breiten Lachen auf dem Gesicht.

„Einverstanden.“

„Wunderbar. Sie werden feststellen, dass Fulton City ein wesentlich ruhigeres Pflaster ist als Dodge oder Kansas City“, war sich Dwyer sicher.

„Eine Frage habe ich noch“, wandte sich Doktor Grayson an Donegan und zog an seiner Pfeife.

„Was veranlasst einen Mann wie John Donegan, einen Job in einem vergleichsweise unbedeutenden Nest weitab von den großen Viehtrails anzunehmen? Es gibt doch sicher lukrativere Möglichkeiten, sein Geld zu verdienen.“

„Vielleicht hat mich das Klima Kaliforniens gelockt.“

„Wie dem auch sei“, unterbrach Dwyer.

„Wir sind froh, dass wir Sie als neuen Marshal von Fulton City einstellen können. Dennis wird Sie gleich in ihr Büro begleiten, wenn es Ihnen recht ist. Da können dann die Formalitäten abgewickelt werden. Außerdem lernen Sie Ihren Deputy kennen, den alten Mulberry Milton.“

Das Büro des Marshals war ein beigefarbenes Ziegelbauwerk und lag schräg gegenüber dem Silver Dollar. Hinter dem Eichenschreibtisch kauerte ein misstrauisch blickender, grauhaariger Mann mit einem Vollbart, auf einem Sessel und kaute Tabak. Mulberry Milton war bereits fast sechzig und lebte schon viele Jahre in Fulton City. Zur Zeit des Goldrausches hatte er ein kleines Vermögen gemacht. Nachdem er alles beim Spiel verloren hatte, wurde er Deputy Marshal.

„Mulberry, das ist John Donegan, der neue Marshal.“

Mulberry nickte ohne seinen Gesichtsausdruck zu verändern.

Fulton übergab Donegan das Abzeichen des Gesetzeshüters. Dann lud er den neuen Marshal ein, zusammen mit ihm und den anderen Herren am Abend in Fultons Haus zu essen.

Als Larry Svensson, der Besitzer des Mietstalls und Hufschmied des Ortes, von dem Überfall auf Greg Bates erfuhr, forderte er ihn auf, eine Anzeige im Büro des Marshals zu machen und sich dann zu Hause ins Bett zu legen. Letzteres kam Greg nicht ungelegen, doch auf eine Anzeige würde er verzichten. Solange noch kein neuer Marshal vereidigt war, hätte eine solche Aktion ohnehin keinen Sinn,

dachte sich Greg. Den alten Mulberry wollte er wirklich nicht damit behelligen. Und so machte er sich direkt auf den Weg nach Hause.

Greg Bates wohnte allein in einem kleinen Haus am Rande der Stadt. Seine Mutter war vor zwei Jahren gestorben, und sein Vater tauchte nur gelegentlich dort auf. Die meiste Zeit war er unterwegs, um irgendwo einen Job als Frachtkutscher oder Cowboy bei einem Viehtreck zu ergattern. Und so musste der junge Mann schauen, wie er alleine zu recht kam. Dank des Jobs im Mietstall sowie einiger Gelegenheitsarbeiten war Greg in der Lage, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Auch hielt er das Haus so gut es ging in Schuss. Von dem Geld, das er bekam, legte er jede Woche einen kleinen Betrag an die Seite, denn eines

Tages wollte er die Stadt verlassen und irgendwo anders seine Chance suchen. Fulton City war für ihn nur noch ein deprimierender Ort voller Hitze und Staub.

In seinem Zimmer hatte John Donegan die von dem langen Ritt mitgenommene Kleidung auf das Bett geworfen und gegen einen dunklen Anzug getauscht. Es wurde Abend und in einer halben Stunde sollte er bei Fultons sein. Er blickte in den Spiegel und kämmte sich das schwarze Haar, das an den Schläfen leicht ergraut war und in auffallendem Kontrast zu seinen blauen Augen stand. Seine Haut war von Natur aus tief gebräunt, und in jüngeren Jahren wurde er manchmal für einen Mexikaner gehalten. Er spannte die Muskeln seines kräftigen Körpers und betrachtete seine Zähne. John Donegan

legte Wert auf sein Erscheinungsbild. Nachdem er sich den Revolvergürtel umgeschnallt, den schwarzen Stetson aufgesetzt und das Abzeichen des Marshals an seine Weste geheftet hatte, verließ er den Silver Dollar Saloon.

Das Haus von Dennis Fulton lag außerhalb von Fulton-City und erinnerte John Donegan an eine der prachtvollen Villen, die er auf den Plantagen des Südens gesehen hatte. Im Gegensatz zu den meisten anderen Gebäuden in und um Fulton-City herum, die aus Holz gezimmert und mitunter nicht mehr als Bretterbuden waren, bestand Fultons Domizil zum größten Teil aus weißen Ziegeln. Wie er später noch erfuhr, besaß Fulton Anteile an einigen Firmen in San Francisco und Sacramento, die ihm einen einträglichen Profit brachten.

Auf dem Hof des Geländes rupften zwei Mexikaner Unkraut zwischen den Pflastersteinen heraus. Vorsichtig ritt er an ihnen vorbei und grüßte die Männer kurz, indem er die Hand an den Stetson hob.

Nachdem er sein Pferd angebunden hatte, kam ihm bereits der Gastgeber auf der Veranda entgegen.

„Guten Abend, Marshal. Kommen Sie rein.“

Er reichte Donegan die Hand.

„Macht mal etwas schneller da hinten. Es wird bald dunkel“, rief Fulton den Arbeitern zu.

„Verzeihen Sie, Marshal. Die Leute sind manchmal etwas träge.“

Der Marshal legte Jackett, Hut und Revolvergürtel im Salon ab und wurde von Fulton in die Bibliothek geführt, wo das

Empfangskomitee aus Edward Dwyers Haus bereits wartete. Barnaby McAllister und ein junger Mann, den Donegan noch nicht kannte, waren in eine lebhaftere Unterhaltung verstrickt.

„Das ist mein jüngster Sohn Luke“, stellte Fulton den jungen Mann vor und erklärte stolz:

„Er wird in Kürze auf die Universität von Virginia gehen.“

Luke Fulton war mittelgroß, schlank, hatte braune Augen und fast schulterlange dunkelblonde Haare, die ihm teilweise übers Gesicht hingen. Er war fast zweiundzwanzig Jahre alt, erschien dem Marshal aber jünger. Etwas zögernd ergriff Donegan die Hand, die ihm der junge Mann reichte.

„Und Sie sind wirklich John Donegan?“

„Wo liegt Ihr Problem, junger Mann?“, erwiderte Donegan scheinbar teilnahmslos.

„Oh, ich bin ... nur etwas verwirrt. Nun, ein berühmter Mann wie Sie in einem Nest wie Fulton City. Ich meine...“

„Das reicht jetzt, Luke“, unterbrach ihn sein Vater ohne erkennbaren Groll in der Stimme.

„Wie wäre es mit einem Drink vor dem Dinner, Marshal?“, fragte Doktor Grayson und hielt die Whiskeyflasche bereits in der Hand.

„Ich sage nicht nein, Doktor.“

Der Marshal lernte an diesem Abend auch Dennis Fultons Ehefrau Mary, eine schlanke, auf Donegan etwas schüchtern wirkende Frau, sowie Mrs. Emily Dwyer, die Gattin des Bankiers, die ebenso rundlich gebaut war wie dieser, kennen. Vor

allem Mister Dwyer erwies sich bei Tisch als lebhafter Unterhalter, der über jeden Witz, den er zum Besten gab, als Erster lauthals lachte.

„Wissen Sie, Marshal, Fulton City war früher eine aufregende Stadt. Eine Zeit lang fuhr sogar die Great Western durch den Ort. Aber man hat die Station geschlossen und die Strecke still gelegt. Aber damals kamen die Leute aus dem ganzen Land hierher. Sie werden es kaum glauben, aber es gab sogar ein Bord ... Oh, Verzeihung.“

Mrs. Dwyer hatte ihrem Mann einen Stoß in die Seite versetzt.

„Ich bin sicher, Mister Donegan ist an deinen Ausführungen diesbezüglich wenig interessiert. Immerhin war er lange genug in Dodge City, und ich denke, dort herrschen nun nicht gerade die besten

Verhältnisse“, erklärte Mrs. Dwyer und räusperte sich.

„Heute ist Dodge City längst nicht mehr die wilde Stadt, die sie einmal war“, entgegnete der Marshal.

„Natürlich ist sie das nicht“, warf Luke Fulton aufgeregt ein.

„Nachdem Männer wie Bat Masterson und John Donegan dort aufgeräumt haben. Und stimmt es nicht, dass Sie die berüchtigte Missouri-Falcon-Bande im Alleingang ausgeschaltet haben?“

„Das stimmt ganz sicher nicht. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, meine Damen, meine Herren. Es ist Zeit, mich zu verabschieden. Vielen Dank für den unterhaltsamen Abend.“

Im Büro des Marshals war Mulberry Milton mit einer Patience beschäftigt und

ließ sich auch durch das Erscheinen des Marshals nicht unterbrechen.

„Der Ort ist grösser als ich dachte. Aber manche Gebäude stehen leer.“

„Die Ratten haben das sinkende Schiff verlassen.“

„Sie sind ein Zyniker.“

„Nein, Marshal. Ich sage nur die Wahrheit. Obwohl, nicht alle waren Ratten. Es waren sicher auch andere dabei, die es hier nicht mehr hielt.“

„Reden Sie ruhig weiter.“

„Als das Goldfieber ausbrach, sind die Leute durchgedreht. Gleichzeitig wurde die Stadt von Gesindel überschwemmt. Glücksritter, Abenteurer, Spieler und skrupellose Geschäftemacher. Man fiel übereinander her, weil keiner dem anderen auch nur einen Nuggett gönnt hat.“

Nun, im Grunde war ich auch nicht sehr viel besser.“

Donegan goss sich einen Becher Kaffee ein.

„Einige Wenige wurden reich. Andere haben alles verloren. Und als nichts mehr zu holen war, haben sich die meisten davon gemacht und das zurück gelassen, was Sie heute gesehen haben.“

„Aber ein paar Leute sind geblieben.“

„Stimmt. Und es sind auch einige neue Siedler gekommen. Wissen Sie, es war vorher schon schwierig. Nach dem großen Sturm ist es noch schwieriger geworden. Aber Dennis Fulton träumt immer noch den Traum seines Vaters.“

„Welchen Traum meinen Sie?“

„Aus dem verfluchten Boden etwas herauszuholen, das ausreicht, ganz Kalifornien zu versorgen. Ackerbau, Mister Do-

negan, ist das Zauberwort. Ackerbau in ganz großem Stil. Und mittendrin Fulton City, das neue großartige Zentrum Südkaliforniens, die Hauptstadt der Getreidewirtschaft.“

Mulberry schüttelte den Kopf.

„Nicht seit ich hier lebe. Und das ist schon eine ganze Weile.“

„Wo übernachteten Sie?“

„Wenn Sie heute Nacht hier bleiben wollen, haue ich mich in eine der Zellen.“

„Nehmen Sie den Schlafraum. Ich gehe nachher ins Hotel. Sie wohnen doch aber nicht ständig hier?“

„Ich habe noch ein kleines Zimmer im Big Nuggett. Aber seit Marshal Logan fort ist, bin ich meist hier. Ab und zu hütet auch Pedro das Gefängnis. Sie werden ihn sicher noch kennenlernen.“

„Ich hatte heute Morgen einen Zusammenstoß mit einem Burschen im Mietstall. Über zwei Meter groß, Vollbart, trug eine Lederpeitsche.“

„Biff Henry, der alte Vagabund. Taucht manchmal mit seinem Kumpel Curly hier auf, um sich volllaufen zu lassen. Waren früher Scouts bei der Armee, bis sie rausgeworfen wurden. Ihr Vorgänger hat sie ein paar Mal aus der Stadt gejagt.“

„Na gut. Ich gehe jetzt schlafen. Wenn Sie mich brauchen, wissen Sie, wo Sie mich finden.“

„Gute Nacht, Marshal.“

Aufbruch

„Das Weib gibt mir einen Vorgeschmack auf Mexiko.“

Die Frau wehrte sich heftig, schlug mit beiden Armen nach dem Angreifer. Der stieß sie gegen einen Baum und zog ein Messer aus seinem Gürtel. Sie stürzte sich auf ihn, biss ihn in die Hand. Nachdem er ihr einen Schlag ins Gesicht versetzt hatte, rammte er ihr das Messer in die Seite.

„Lass meine Mutter los, du dreckiges Schwein.“

Durch einen Tritt gegen das Schienbein des zweiten Mannes gelang es dem Jungen, sich von diesem zu befreien. Er riss dem anderen, der das blutverschmierte Messer in der Faust hielt, den Revolver aus dem Halfter. Dabei

stürzte er zu Boden, kam aber schnell wieder auf die Beine, spannte den Hahn und drückte den Abzug. Der Schuss traf seinen Gegner an der linken Stirn.

„Weg hier, Baxter. Da kommen Reiter. Los, weg!“

Der Angeschossene hielt sich beide Hände vors Gesicht. Sein Kumpan half ihm, aufs Pferd zu kommen.

Der Junge schleuderte die Waffe fort und rannte zu seiner Mutter, die bewusstlos neben dem Baum lag.

Ein Kavallerietrupp hatte den Schauplatz erreicht. Sofort gab der Soldat, der an der Spitze ritt, seine Befehle.

„Sergeant, schnappen Sie sich drei Mann und bleiben Sie den beiden Deserteuren auf den Fersen.“

Dann stieg er vom Pferd und lief auf den Jungen und seine verletzte Mutter zu. Ein kurzer Blick auf die Wunde genügte ihm.

„Zwei Mann sofort zu mir!“

Der Junge strich seiner Mutter über die Stirn.

„Ist das euer Karren da vorne?“, fragte der Offizier.

„Ja“, flüsterte der Junge.

„Wir werden sie darauflegen.“

Die herbeigerufenen Soldaten hoben die Frau hoch und brachten sie zu dem Wagen, der nur wenige Meter entfernt stand.

„Was genau ist passiert?“

„Zwei Männer haben uns überfallen. Sie wollten unsere Vorräte. Und das Pferd.“

„Die beiden Kerle, die eben abgehauen sind. Wir sind schon eine Weile hinter Ihnen her. Sie haben die Regimentskasse gestohlen.“

Der Junge betrachtete die Uniform des Offiziers.

„Yankee-Armee.“

„Ich bin Lieutenant Hale. Wie heißt du?“

„John Donegan.“

Lieutenant Hale hielt sein Pferd dicht neben dem Wagen, auf dem John Donegan den Arm seiner Mutter hielt.

„Wohin bringen Sie sie?“

„Nach Prescott Station.“

„In Prescott Station stehen konföderierte Truppen.“

„Nein, in Prescott Station stehen keine konföderierten Truppen mehr. Vermutlich wird der Krieg in ein paar Wochen zu Ende sein“, erwiderte Hale.

„Dann hat der Süden also verloren.“

„Sieht so aus. Was wolltet ihr denn eigentlich in dieser Gegend?“

„Nach Mexiko.“

„Und warum? Wo ist dein Vater?“

„Mein Vater hat unter General Lee bei Gettysburg gekämpft. Er ist tot.“

„Tut mir sehr leid.“

„Wir hatten eine kleine Farm.“

„Was ist mit der Farm?“

„Zerstört. Alles niedergebrannt. Das Pferd, den Wagen und ein paar Kleidungsstücke haben wir übrig behalten.“

Hale wusste um die Grausamkeiten, die der Krieg mit sich brachte. Er schaute John ins Gesicht. Die Augen des Jungen schienen ihm eine Entschlossenheit auszudrücken, die Hale beinahe erschreckte. Er fand keine Worte, die er für angemessen hielt, um sie dem Jungen zu sagen. Für eine Weile schwiegen beide.

„Mexiko sagtest du?“

„Dort leben Verwandte von uns.“

Der Wagen kam nur langsam vorwärts. Auf ihrem Weg kamen sie an ausgebrannten Gebäuden und verwüsteten Weiden und Äckern vorbei. Nach einigen Stunden erreichten sie schließlich Prescott Station. Schon von weitem war zu erkennen, dass Unionssoldaten den Ort besetzt hatten.

„Lieutenant Hale. Ich glaube, sie atmet nicht mehr. Meine Mutter atmet nicht mehr.“

Der Offizier verlor keine Zeit und schrie nach dem Doktor.

Der Arzt schüttelte den Kopf und legte eine Decke über die Frau. Hale schlug mit beiden Fäusten gegen den Wagen.

„Sie hat gesagt, in ein paar Tagen sind wir über die Grenze.“

Dem Jungen gelang es jetzt nicht mehr, die Tränen zurückzuhalten.

John Donegan stand vor einer Koppel, in der die Soldaten ihre Pferde untergebracht hatten, und blickte zu den Bergen am Horizont, hinter denen sich die Sonne als roter Feuerball am Himmel zeigte. In einer Woche war sein 16. Geburtstag. Das kleine schwarze Mädchen, das sich ihm von der Seite näherte, beachtete er nicht. In der linken Hand hielt sie eine Puppe. Bis auf weniger als eine Schrittlänge kam sie an ihn heran und stupste ihn in den Rücken. Er drehte seinen Kopf in ihre Richtung. Vorsichtig ergriff er ihre ausgestreckte Hand.

2.

Ab und zu kamen Mexikaner auf Suche nach Arbeit in den Ort. Manche zogen rasch weiter nach Nevada, Arizona oder den Norden Kaliforniens. Die Stadt machte auf viele keinen einladenden Eindruck. Einige Besucher nutzten die Gelegenheit auch nur zu einer kurzen Rast im Big Nuggett, neben dem Silver Dollar der einzige Saloon in Fulton.

Etwas abseits der Stadt stand eine kleine Kirche, Ort der sonntäglichen Zusammenkunft für die Bürger des Ortes und die Farmer aus der Region. Es gab eine Schule, ein paar kleine Läden, einen Friseur, einen Bestatter, eine Imbisstube, ein Postamt mit Telegrafien und eine verfal-

lene Bahnstation. Daneben existierten die Bank und ein Gebäude mit der imposanten Aufschrift ‚City Hall‘. Hier tagten in unregelmäßigen Abständen die Honoratioren, und es gab einen Raum, der für öffentliche Sitzungen vorgesehen war. Hinzu kamen eine Reihe von Wohnhäusern, von denen einige von ihren Besitzern verlassen worden waren.

Zu den Aufgaben des Marshals gehörten die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung innerhalb der Stadtgrenzen. Außerdem war er zuständig für den Einzug der Steuern, die Zustellung von Vorladungen und die Verwaltung seines Büros. John Donegan hatte nicht den Eindruck, dass der Job ihn überfordern würde. Er stand vor einem heruntergekommenen Gebäude, welches offensichtlich unbewohnt war. Daraus könnte man et-

was machen, dachte sich der Marshal und setzte seinen morgendlichen Rundgang fort.

Er brachte bald in Erfahrung, dass das kleine Haus Eigentum der Bank von Fulton City war, und wurde sich schnell mit Mister Dwyer über einen Preis einig. In seinem Büro studierte er noch einmal den Kaufvertrag, als Mulberry Milton zusammen mit einem Besucher den Raum betrat.

„Marshal Donegan. Das ist Pastor Jordan. Ich traf ihn unterwegs, und er bat mich, Sie ihm vorzustellen.“

„Tag, Pastor.“

„Mister Donegan, ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich hätte Sie schon früher willkommen geheißen, aber ich war einige Tage unterwegs. Wie ich höre, haben Sie sich sehr schnell bei uns

eingelebt. Sie haben sogar schon ein Häuschen gekauft.“

„Stimmt genau.“

„Nun, ich würde mich freuen, Sie am Sonntag in unserer Kirche begrüßen zu dürfen. Sie werden doch sicher kommen.“

„Ich denke eher nicht, Pastor. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?“

Etwas unsicher blickte Pastor Jordan in Donegans Gesicht.

„Nein, Marshal. Ich denke,... wir werden uns später noch ausführlich unterhalten können.“

„Bestimmt.“

Als Pastor Jordan das Büro des Marshals verließ, wäre er beinahe mit Barnaby McAllister zusammengestoßen, der vor dem Gebäude seinen Fotoapparat aufgebaut hatte.

„Hallo, Pastor.“

„Guten Morgen, Mister McAllister.“

„Achtung, Marshal. Der Tintenkleckser kommt“, warnte Mulberry.

McAllister, der denselben Anzug, wie bei ihrer ersten Begegnung trug, stürmte in das Büro. Der Marshal blätterte in einigen Papieren.

„Tag, Marshal. Haben Sie einen Moment Zeit?“

„Wofür?“, fragte Donegan ohne zu ihm aufzuschauen.

„Ich möchte einen kleinen Artikel über den neuen Marshal von Fulton City in der nächsten Ausgabe veröffentlichen. Und dafür hätte ich gerne ein Foto von Ihnen. Es macht Ihnen doch bestimmt nichts aus, sich fotografieren zu lassen.“

„Doch“, erwiderte Donegan, den Blick nach wie vor auf seine Unterlagen gerichtet.

„Aber, es dauert bestimmt höchstens ein paar Minuten. Ich habe die Kamera bereits montiert. Die Sonne steht ideal für ein Bild mit dem Gefängnis als Hintergrund.“

„Dann bauen Sie die Kamera wieder ab. Ich habe zu tun.“

„Aber, Mister Donegan. Wenn ein berühmter Mann wie Sie ...“

Der Marshal fuhr von seinem Sessel hoch und schaute McAllister direkt in die Augen. Erschrocken wich dieser zur Tür zurück.

„Schon gut. Vielleicht machen wir die Aufnahme später. Kommen Sie doch einfach in die Redaktion.“

Er verabschiedete sich mit einem kurzen Winken von Mulberry, stürzte zur Tür hinaus und hievte sich das Stativ mit dem Fotoapparat über die Schulter.

„Redaktion!“, spottete Mulberry.

„Klingt wie beim San Francisco Chronicle.“

Der Marshal hatte sich hingesetzt und seine Arbeit wieder aufgenommen.

„Bei Zeitungsleuten sollte man vorsichtig sein. Manche stellen die Dinge oft in einer Art und Weise dar, die nur wenig mit der Wirklichkeit zu tun hat“, erklärte Donegan.

„Und manches geht sie auch gar nichts an“, fügte er leiser hinzu, als ob er es zu sich selbst sagen würde.

Drei Tage waren seit der Ankunft von John Donegan in Fulton City vergangen.

Greg Bates hatte einen Tag frei und nutzte die Gelegenheit zu einem Ausflug über die umliegenden Felder und Hügel. Er war oft zu Fuß in der Gegend unterwegs, ein eigenes Pferd besaß er nicht, denn er liebte die Natur und war froh, der staubigen Stadt wenigstens für einige Stunden zu entkommen. Auch empfand er den kalifornischen Sommer hier draußen erträglicher als in Fulton City. Er war etwa eine Stunde unterwegs gewesen, und seine Gedanken kreisten um Orte, von denen er sich vorstellte, selbst eines Tages dorthin zu gelangen. Sein Vater hatte ihm manchmal von Gegenden erzählt, in denen das Leben für jemanden wie ihn viel mehr zu bieten hatte. Eines Tages würde er Fulton City verlassen, dessen war er sich sicher. Bald würde er genug Geld gespart haben, um sich ein

eigenes Pferd zu kaufen. Irgendwann dann vielleicht eine kleine Pferdezucht in Arizona oder Texas besitzen. Er bemerkte, dass die Sohle eines seiner Stiefel sich löste. Greg zog die Stiefel aus, nahm sie über die Schulter und lief barfuß zu einem Hügel, in dessen weiches Gras er sich fallen ließ. An einem Grashalm kausend, hing er seinen Gedanken nach, schloss die Augen und genoss die Wärme der Sonnenstrahlen.

Als mehrere kurz aufeinander folgende Schüsse ertönten, rollte er sich auf die Seite. Sie kamen von einem Ort, der ganz in der Nähe sein musste. Er lief den Hügel hinunter in Richtung eines sich auf der anderen Seite befindlichen Waldstücks und entdeckte auf einer Lichtung einen Mann, der seinen Revolver lud. Es war Marshal John Donegan.

Greg verbarg sich hinter einem Baum und bemerkte eine Reihe von Dosen, die einige Meter von Donegan entfernt an einem niedrigen Ast hingen. Der Marshal entfernte sich mehrere Schritte von seinen Zielen, zog den Revolver, machte gleichzeitig eine halbe Drehung und feuerte. Die Dosen schwangen durch die Luft. Er ließ den Colt ins Halfter sinken und atmete einmal tief durch. Dann zog er eine zweite Waffe, die hinter seinem Rücken im Gürtel steckte, schoss erneut und ließ die Büchsen tanzen. Greg kam aus seinem Versteck hervor, wobei er auf einige Zweige trat. Mit einer schnellen Bewegung drehte sich der Marshal herum, den leergeschossenen Colt in der Hand.

„Ich bin's nur, Greg Bates.“

Donegan schüttelte den Kopf und steckte die Waffe in den Gürtel.

„Schleich dich nie wieder so an mich heran.“

„Tut mir Leid. Ich war dort hinten auf dem Hügel und habe die Schüsse gehört.“

„Soso.“

Er blickte den blonden Jungen eine Weile an. In Gregs Gesicht zeigte sich ein Lächeln.

„Verstehst du etwas von Waffen?“

„Mein Vater hat mir das Schießen beigebracht. Er ist nicht so schnell, wie Sie. Aber er trifft jedes Ziel, das er anvisiert.“

„Und was ist mit dir?“

Der Marshal lud die beiden Colts, während er Greg intensiv musterte.

„Geben Sie mir eine Chance?“

Er warf Greg eine Waffe zu.

„Ein .45 Peacemaker. Mein Vater schwört auf die Smith & Wesson Schofield.“

„Der Baumstamm dort. Versuch, eine Sieben zu schießen.“

Greg blickte zu der bezeichneten Stelle, dann hob er den Colt und schoss fünfmal kurz hintereinander. Als der Marshal und Greg das Ergebnis betrachteten, nickte Donegan anerkennend.

„Sieht gut aus, Junge.“

Greg gab ihm die Waffe zurück. Der Marshal zündete sich eine Zigarette an.

„Auch eine?“, fragte er Greg.

„Nein danke.“

„Was macht dein Vater?“

„Er arbeitet meist als Cowboy, da wo es etwas zu tun gibt. Darum ist er auch selten zu Hause.“

„Deine Mutter?“

„Sie ist vor ein paar Jahren gestorben. Ich kümmere mich allein um unsere alte Hütte. Jedenfalls solange ich hier nicht weg komme.“

„Du willst Fulton City verlassen?“

„Sobald ich etwas Geld gespart habe.“

„Wie geht es deinen Verletzungen?“

„Schon wieder besser, Marshal. Kein Grund zur Sorge.“

„Lass mich mal sehen.“

„Die Wunden sind fast verheilt.“

„Nun mach schon.“

Greg öffnete sein Hemd. Donegan betrachtete die noch sichtbaren Striemen.

„Du hast Recht.“

„Sagte ich ja. Ihre Salbe hat Wunder bewirkt. Ich werde sie Ihnen zurückgeben, wenn wir wieder in der Stadt sind.“

„Lass dir ruhig Zeit damit. Ich habe mir ein kleines Haus gekauft. Es muss einiges

daran gemacht werden. Wenn du dir etwas Geld dazu verdienen willst, und deine Zeit es zulässt, könntest du mir vielleicht zur Hand gehen. Was hältst du davon?“

„Ja, warum nicht. Meist arbeite ich bis zum späten Nachmittag. Aber anschließend hätte ich Zeit.“

„Gut. Mein Pferd steht am Waldrand. Soll ich dich mit in die Stadt nehmen?“

„Okay.“

Der Marshal schnitt die von den Kugeln zerbeulten Büchsen vom Ast ab und steckte sie in einen kleinen Sack. Dann machten Greg und er sich auf den Weg zu der Stelle, an der Donegans Pferd stand.

„Haben Sie den Umgang mit Waffen von Ihrem Vater gelernt?“, fragte Greg interessiert.

„Nein. Die grundsätzlichen Dinge haben mir einige Jäger und Fallensteller beigebracht. Und die Kombination von Schnelligkeit und Präzision ist Übungssache.“

Greg hätte ihm gerne noch weitere Fragen gestellt, doch er fand nicht den Mut dazu.

Donegan zog ein wenig nervös an seiner Zigarette. Nach einer Weile stellte er mit besorgtem Gesichtsausdruck fest:

„Du hast mich überrascht, eben im Wald. Wärest du jemand, der es auf mich abgesehen hätte, dann wär es das gewesen. Alte Regel nicht beachtet.“

„Welche Regel?“, wollte Greg wissen.

„Immer eine Kugel in der Trommel lassen, wenn man Schießübungen macht.“

„Ja, das ist eine gute Regel.“

Der Marshal trat seine Zigarette aus.

„Da sind wir.“

Salamander schnaubte kurz, als Donegan und Greg sich dem Hengst näherten. Der Marshal befestigte Gregs Stiefel am Sattel und schwang sich auf den Rücken des Pferdes.

„Steig hinter mir auf.“

Sie ritten über die Landstraße, vorbei an weiten Mais- und Weizenfeldern, auf denen einzelne Farmer mit ihrer Ernte beschäftigt waren.

„Halt dich ruhig stärker fest“, sagte Donegan, als er den Trab des Pferdes ein wenig beschleunigte.

Greg, der sich mit den Händen an den Schultern des Marshals festgehalten hatte, schlang seine Arme um dessen breiten Körper. Donegan spürte den Druck auf seinen Rippen, der einen angenehmen Schauer bei ihm auslöste und brachte

Salamander wieder in eine ruhigere Gangart.

„Wissen Sie eigentlich, wie Mulberry zu seinem Namen kam?“

„Ich nehme an, weil er gerne Maulbeeren isst.“

„Nein. Als junger Mann ist er mal in eine Prügelei verwickelt gewesen, bei der er gegen einen Tisch gestürzt ist, auf dem eine Riesenschüssel Maulbeermarmelade stand. Die Schüssel kippte um, und die Marmelade genau auf ihn drauf. Er soll über und über mit Maulbeermarmelade beschmiert gewesen sein.“

Donegan lachte.

Als sie den Stadtrand erreicht hatten, vernahmen sie das Läuten einer Glocke.

„Schule ist aus“, sagte Greg.

Donegan lenkte sein Pferd auf das kleine Gebäude am Rande der Stadt, aus dem

eine Schar Jungen und Mädchen herausgelaufen kamen. Vor dem Eingang standen zwei Frauen, die sich unterhielten. Die eine von ihnen war deutlich jünger als die andere, hatte eine dunkle Hautfarbe und langes schwarzes Haar. Greg sprang vom Pferd, während die junge Frau sich winkend von der Lehrerin verabschiedete und um das Schulgebäude herumlief.

„Hallo, Delora!“, rief Greg ihr nach.

Sie drehte sich um und lächelte kurz. Dann rannte sie weiter.

Donegan stieg aus dem Sattel.

„Ein schöner Tag für einen Ausritt, Mister Donegan“, sprach die Frau ihn an. Sie trug ein unauffälliges Kleid und ihre blonden Haare wehten in der Nachmittagsbrise.

„Wir sind uns noch nicht vorgestellt worden“, antwortete der Marshal.

„Carrie Ryan.“

„Miss Ryan ist die Schullehrerin von Fulton City“, sagte Greg.

„Nett, Ihre Bekanntschaft zu machen, Miss Ryan.“

„Wie geht es dir, Greg? Hast du deinen Vater in letzter Zeit gesehen?“

„Mir geht's ganz gut. Nein, ist schon eine Weile her.“

„Tja.“

„Danke, Marshal, für den tollen Tag. Ich laufe jetzt mal nach Hause.“

„Was ist mit deinen Stiefeln?“

„Oh, ja. Ich bin sicher, ich kann die Sohle reparieren. Soll ich Salamander zurück in den Stall bringen?“

„Nein, nein. Ich kümmere mich nachher selbst darum.“

Greg nahm seine Stiefel vom Sattel, verabschiedete sich von Miss Ryan und Donegan und machte sich auf den Heimweg.

„Ein liebenswerter junger Mann, finden Sie nicht auch, Marshal?“

Er blickte dem Jungen nach.

„Sie haben vollkommen Recht, Miss Ryan.“

„Mister Donegan. Ich wohne bei den Fergusons am anderen Ende der Stadt. Möchten Sie mich vielleicht ein Stück begleiten?“

„Warum nicht?“

Er nahm sein Pferd an den Zügeln und gemeinsam gingen sie am Schulgebäude vorbei.

„Viele Schüler scheinen Sie momentan nicht zu haben.“

„Ja, das stimmt. Und von den wenigen Kindern, die es hier gibt, kommen auch nicht alle zu mir, weil ihre Eltern sie lieber auf den Feldern oder sonst wo arbeiten lassen. Manche bevorzugen es auch, ihre Kinder selbst zu unterrichten. Ich habe früher an einer Schule in Sacramento gearbeitet. Dennis Fulton hat mich überzeugt, hierher zu kommen.“

„Wie hat er das geschafft?“

„Nachdem meine Vorgängerin fortgegangen war, brauchte man jemanden, der ihren Posten übernimmt. Fulton sprach davon, wie wichtig es doch sei, dass die Schule wieder geöffnet wird. Er meinte auch, dass die Bevölkerungszahl sich bald deutlich vergrößern würde, weil sich neue Siedler hier niederlassen. Es gelang ihm, in mir so etwas wie Pionier-

geist zu wecken. Verstehen Sie, was ich meine?“

„Ich denke schon. Ihre Arbeit macht Ihnen Freude, nicht wahr?“

„Ja, das tut sie. Wissen Sie, ich finde, dass von der guten Schulbildung unserer Kinder die Zukunft unseres Landes abhängt. Und jeder sollte das Recht auf eine solche Schulbildung haben. Ob man in San Francisco lebt, Santa Fe oder Fulton City. Ich bemühe mich, einen kleinen Teil dazu beizutragen. Ich wünschte mir allerdings, dass mehr Kinder zu mir in den Unterricht kämen.“

„Die junge Dame, mit der Sie gesprochen haben, scheint mir nicht in Ihre Klasse zu gehören.“

„Weil sie schwarz ist?“

„Weil sie älter ist, als die anderen.“

„Ja, Delora. Es stimmt. Sie ist auch nicht in der Klasse. Aber ab und zu setzt sie sich nach dem Unterricht auf eine der Bänke und schaut auf die Tafel. Ich nehme mir ein bisschen Zeit für sie. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass sie sehr intelligent ist.“

„Interessant.“

„Ihre Eltern arbeiten für die Fultons.“

„Sie sollten vorsichtig sein. Ein schwarzes Mädchen in einer weißen Schule. Ich nehme an, Sie wissen, dass das dem Gesetz widerspricht.“

„Ein schlechtes Gesetz. Wollen Sie jetzt gegen mich vorgehen, Marshal?“

„Ich habe nicht die Absicht“, erwiderte Donegan.

„Das freut mich“, versicherte sie.

„Erzählen Sie mir von der Gegend hier, Miss Ryan.“

„Was möchten Sie denn wissen?“

„Erzählen Sie einfach.“

„Nun, wie Sie bestimmt wissen, hat sich hier nach dem Goldfieber vieles verändert. Als die Glücksritter kamen, wurden viele Anbauflächen zerstört. Eine Menge Leute wurden ihrer Lebensgrundlage beraubt. Nachdem das Ganze vorbei war, setzte die große Flucht ein. Dennis Fulton bot den Farmern finanzielle Unterstützung an, um ihre Felder wieder neu zu kultivieren. Manche sind darauf eingegangen, andere nicht. Diejenigen, die gegangen sind, haben ihren Besitz Fulton überlassen. Seitdem versucht er, Leute zu finden, denen er die Felder verkaufen oder verpachten kann. Es gibt noch viele ungenutzte Flächen, auch außerhalb von Fultons Eigentum.“

„Aber warum?“

„Mister Donegan. Es gibt andere Orte, als Fulton City, wo man nicht nur ertragreichere Böden, sondern auch eine bessere Infrastruktur vorfindet. Es war auch früher schon schwierig, hier Ackerbau zu betreiben. Außerdem schmeckt es manchen nicht, dass man von einem einzigen Mann abhängig ist. Fulton besitzt die einzige Kornmühle und er kontrolliert die Fulton Transport Company, die die Waren zur Weiterverarbeitung in die größeren Städte bringt. Die Farmer sind vertraglich an ihn gebunden. Er hat das Goldfieber überstanden, hat vielleicht sogar hier und da davon profitiert. Jetzt will er den großen Plan von einer Kornkammer des Südwestens, den schon sein Vater hatte, Wirklichkeit werden lassen.“

„Ja, Mulberry sprach davon. Hat Fulton selbst eigentlich auf seinem eigenen Besitz nach Gold gesucht?“

„Nein, ich glaube nicht. Genau weiß ich es nicht, aber ich gehe nicht davon aus. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er seine Felder deswegen zerstört hätte. Auch ohne die Ausbeutung einer ergiebigen Goldmine kann sich die Familie ein Leben in Wohlstand leisten.“

Sie erreichten das Haus der Fergusons, an deren Seite sich ein Anbau befand, der über einen eigenen Eingang mit einer Veranda verfügte.

„Wir sind da, Marshal. Möchten Sie noch auf einen Tee oder ein Glas Bier hereinkommen?“

„Nein, Miss Ryan. Ich muss wieder ins Büro.“

„Kommen Sie mich mal besuchen.
Abends sitze ich oft auf der Veranda und
genieße die abendliche Brise.“

„Vielleicht tue ich das.“

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com